

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 183 (2015)
Heft: 21-22

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schweizerische Kirchen- Zeitung

ER HAT GESPROCHEN DURCH DIE PROPHETEN UND «NOSTRA AETATE»

1. Das Band der biblischen Propheten

Die Bedeutung der Erklärung «Nostra Aetate» vom 28. Oktober 1965 zum Verhältnis von Kirche und jüdischer Religionsgemeinschaft kann für uns katholische Christinnen und Christen nicht überschätzt werden. Das Institut für jüdisch-christliche Forschung an der Universität Luzern, das von Clemens Thoma gegründet wurde und heute unter der Leitung von Frau Professor Verena Lenzen steht, hat am 4. Mai 2015 in Luzern eine vielbeachtete Tagung mit christlicher und jüdischer Beteiligung zu diesem Jubiläum veranstaltet. Gleichzeitig haben die Schweizer Bischofskonferenz und der Schweizerische Israelitische Gemeindebund vor genau 25 Jahren beschlossen, eine römisch-katholisch/jüdische Gesprächskommission einzusetzen, die seither aktiv für fruchtbare Beziehungen zwischen Juden und katholischen Christen arbeitet.

2. «Er hat durch die Propheten gesprochen»

«Nostra Aetate» Nr. 4 erinnert an das Fundament des Zusammenhangs zwischen Kirche und jüdischem Volk: «Die Kirche kann nie vergessen, dass die Offenbarung des Alten Testaments durch jenes Volk (das Volk der Israeliten und der Juden) (...) zu ihr gelangt ist». Die Christen haben den wahren Glauben an Gott aus der Hand der Juden empfangen.

Das Dokument der Offenbarung Gottes, in welcher die Kirche in jedem Augenblick ihres Daseins lebt, sind die Schriften der Bibel. Diese sind

prophetisch, weil in ihnen Gottes Wort in Menschenwort gefasst ist. In der Tat, Propheten sind Menschen, die das übersinnlich-übersprachliche Wort des sich offenbarenden Gottes vernahmen und in menschliche Sprache kleiden. Durch sie wird es für andere Menschen hörbar. Für diese Vermittlung von Gottes Offenbarung waren Israels und Judas Propheten bestimmt und gesandt, und ihre Vermittlung bleibt ein von Gott geschenkter Vorzug bis auf den heutigen Tag für alle, die in ihren Schriften dem Wort Gottes begegnen, Juden und Christen.

3. Die prophetischen Schriften im Licht biblischer Textgeschichte

Die schriftliche Fassung der prophetisch vermittelten Offenbarung Gottes stand dem jüdischen Volk wohl spätestens im 4. Jahrhundert v. Chr. zur Verfügung. Das älteste erhaltene Zeugnis dieser Schriften ist paradoxerweise ihre griechische Übertragung, die um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. begann und grossenteils hundert Jahre später abgeschlossen war. Sie war ein jüdisches Werk, von Juden für Juden geschaffen, lange vor Entstehung des Christentums. Es sei angemerkt: Sie war eine kulturelle Pionierleistung ersten Ranges in der ganzen antiken Welt!

Ein Vergleich der altgriechischen Übersetzung, der sog. Septuaginta, mit der heutigen hebräischen Bibel zeigt viele Unterschiede, nicht nur in der Liste der übertragenen Bücher, sondern auch im Wortlaut. Diese überraschende Tatsache

285
HEILIGER
GEIST

287
HOFFNUNG

289
150-JAHRE
KLOSTER ILANZ

291
KATH.CH
7 TAGE

295
BAROCKMUSIK

299
AMTLICHER
TEIL

ist wenig bekannt. Die Unterschiede erklären sich durch theologisch und literarisch sorgfältig überarbeitete Ausgaben, die in den drei vorchristlichen Jahrhunderten wohl in Jerusalem und auch anderswo, z. B. in Sichem bei den Samaritanern, entstanden sind. Dies führte zu einer gewissen kontrollierten Vielfalt der biblischen Textgestalt, die sich ebenfalls in den am Toten Meer entdeckten Schriftrollen spiegelt. Sie rief eine theologische Frage auf den Plan: Wie durfte das durch die Propheten vermittelte Wort Gottes überarbeitet werden? Wer hatte das Recht dazu?

4. Die jüdische Antwort

Im 2. und 1. Jahrhundert v. Chr. entstand wahrscheinlich in Jerusalem eine neue Ausgabe der Schrift, die als gültig betrachtet wurde. Als Herausgeber dürfen wohl gelehrte Priester am Tempel vermutet werden, die gute alte Handschriften verwahrten und sich als berufene Treuhänder der prophetischen Schriften verstanden. Ihr Prinzip war einerseits Treue in der Weitergabe des prophetischen Wortes, das als Wort Gottes höchste Verehrung genoss, andererseits das Bestreben, mit Gott unvereinbar Scheinendes oder Korrekturbedürftiges gerade aus Sorge für die richtige Überlieferung behutsam zu begradigen. Diese Ausgabe wurde der Konsonantentext unserer heutigen hebräischen Bibel. Sie sollte alle früheren umlaufenden Ausgaben ersetzen. Man nennt sie heute rabbinische oder masoretische Bibel. Da die ältere jüdische Bibel, welche die Grundlage der Septuaginta war, oft anders lautete, wurde sie im Judentum als bald fallen gelassen.

5. Die erste christliche Antwort

Auf christlicher Seite las man weiter die jüdische Septuaginta, die man im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. in Ägypten ins Koptische und in Nordafrika ins Lateinische zu übertragen begann. Die Christen glaubten, in ihr die prophetisch vermittelte Offenbarung des wahren Gottes zu finden. Die Unterschiede zu der hebräischen rabbinischen Bibel der Juden konnten jedoch nicht verborgen bleiben. Was sollte man tun? Eine Bibel behalten und die andere verwerfen?

Der bedeutendste Theologe der Kirche vor Augustinus, Origenes (um 185–257), sah das Problem in aller Schärfe. Er erstellte ein Verzeichnis aller Differenzen. Man nennt diese riesige Synopse Sechsspaltige Bibel, Hexapla. Nach eingehender Prüfung traf er eine bis heute in der katholischen Kirche grundsätzlich anerkannte Lösung: Beide Bibeln sollten nebeneinander beibehalten werden!

Wie kam er zu dieser Entscheidung? In Ost und West des Römischen Reiches hatten die Christen nur über die griechische Bibel Zugang

zum prophetisch vermittelten Wort Gottes, denn niemand konnte die hebräische Bibel lesen. Liturgie und Schriftlesung benützten die Septuaginta. Aber ohne das prophetische Wort kann es keinen Glauben an Gott und keine Gemeinschaft derer geben, die an ihn glauben, also keine Kirche geben. Daher muss man voraussetzen, dass der Heilige Geist, Urheber der Prophetie, diese griechische Bibel, einst von Juden für Juden geschaffen, als echtes Dokument der Offenbarung Gottes auch für die Kirche vorgesehen hat. Doch muss die Kirche ebenfalls die hebräische Bibel, so wie die Juden sie lasen, als echte heilige Schrift anerkennen, denn diese ist das Original – mehr als eine Übersetzung.

Mit dieser Theologie von zwei Fassungen der Bibel, die beide die Offenbarung Gottes echt widerspiegeln, erschwerte Origenes die Aufgabe der Auslegung erheblich. Denn zwischen den beiden stehen Gegensätze, die nicht oder nicht leicht vereinbar sind. Daher neigten spätere Jahrhunderte und Theologen immer wieder dazu, nur die rabbinische Bibel anzuerkennen. Hieronymus hat ein Stück weit diesen Weg versucht, später auch die Reformation. Aber die Mehrgestaltigkeit der prophetischen Worte ist auch ein Reichtum, den die katholische und einige orthodoxe Kirchen grundsätzlich anerkennen, ohne dessen Umfang genau zu kennen.

6. Zwei exemplarische Unterschiede

Wer die Ankündigung eines neuen Bundes bei Jeremia 31,31–34 mit Hebräerbrief 8,8–12 vergleicht, der sie aus der Septuaginta zitiert, wird in beiden ein spezifisches inhaltliches Profil feststellen. Oder die Entscheidung des sog. Apostelkonzils, Apg 15,12–18, dass die aus den Völkern zum Glauben an Jesus gekommenen Brüder und Schwestern nicht zuerst zum Judentum konvertieren müssen, beruht auf dem prophetischen Wort Amos 9,11–12. Es trägt die Last des Beweises. Dieser setzt die griechische Form voraus. Das hebräische Wort geht in eine andere Richtung.

Beide Prophetenworte stammen aus zwei jüdischen Bibeln. Denn die Septuaginta beruht auf der hebräischen Vorlage einer jüdischen Bibel, die dann von Juden für Juden übersetzt worden ist.

7. Der Heilige Geist hat mannigfaltig durch die Propheten gesprochen

Wenn «Nostra Aetate» Nr. 4 hervorhebt, dass die Kirche die prophetisch vermittelte Fassung von Gottes Offenbarung in den biblischen Schriften aus der Hand der Juden empfängt, so heisst das konkret, dass sie diese in mehr als einer Form liest. Der Heilige Geist hat durch die Propheten des jüdischen Volkes in mannigfaltiger Weise gesprochen.

Adrian Schenker

«UNSERE HOFFNUNG»

Von der subversiven Kraft der Apokalypse*

Wer heute von der subversiven Kraft der Apokalyptik reden möchte, muss zuallererst den banalen Missbrauch apokalyptischen Vokabulars unserer Zeit entlarven. Denn «die tödliche Krankheit der christlichen Religion ist nicht etwa Naivität, sondern – Banalität».¹ Als Beispiel des hier Gemeinten möge ein Zitat aus der «Neuen Zürcher Zeitung» dienen. Unter der Überschrift «Postapokalyptische Entspannung in Berlin» stand neulich in den Sportnachrichten zu lesen: «Weltuntergangsstimmung; hatten noch vor wenigen Wochen kritische Beobachter des Fussballklubs Hertha BSC konstatiert, und tatsächlich schlingerte der ambitionierte Aufsteiger mit jedem Match einer drohenden Apokalypse entgegen.» Wir würden alle bestimmt viel ruhiger schlafen, wenn die «drohende Apokalypse» unserer Zeit schlimmstenfalls im Abstieg in die zweite Liga bestünde! Man könnte noch unzählige Beispiele für die angezeigte apokalyptische Banalität heranziehen. So war etwa das meistzitierte Wort im Luther-Jahr «dasjenige vom Baum, den der Reformator am Vorabend des Weltuntergangs gepflanzt haben wollte». Entgegen Luthers Absicht wurde es offenbar «als Alibi für *business as usual*»² verstanden. Es gehört zur Signatur der Postmoderne, sich in den banalsten Zusammenhängen einer pseudoreligiösen Sprache zu bedienen. Der religiöse Diskurs läuft unter solchen Umständen Gefahr, zu einem unterhaltsamen sinnentleerten Sujet für die medialen Salons des *Fin de siècle* zu werden. Man redet wieder einmal «gebildet» über Religion, während man zugleich verächtlich auf diejenigen hinunterblickt, die sich freiwillig einem konkreten religiösen Lebensvollzug unterwerfen. Doch wenn die Religionen etwas sein wollen, dann eben sinnvolle «Lebenswege» zwischen Wiege und Bahre und nicht Metaphysikersatz für die Gebildeten.

An Lehrbüchern zur «Eschatologie» aus der Hand grosser Theologen ist die nachkonziliare Zeit nicht arm. Doch haben sie offenbar nicht vermocht, «Gerichtsbewusstsein» unter den Christen zu wecken, obwohl 1975 das Dokument «Unsere Hoffnung» der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland die «Erwartung des endzeitlichen Gerichts Gottes über unsere Welt und ihre Geschichte, wenn der Menschensohn wiederkommt», als unverzichtbaren Bestandteil «christlicher Hoffnung» sprachmächtig in Erinnerung brachte.³

Gilbert Greshake konnte 1983 allgemein festhalten, «dass die Grössen (...) Strafe, Sühne, Gericht, Hölle im gegenwärtigen Glaubensverständnis und in der derzeitigen Verkündigung keinen hohen Kurswert haben».⁴ Auch für die theologische Ethik ist nachdenklich angemerkt worden, das Gerichtsthema spiele in ihr kaum mehr eine Rolle.⁵ Andere Autoren sehen in der

Tilgung der «Erinnerung an eine reiche Tradition der kirchlichen Sanktions- und Vergeltungs-Frömmigkeit» aus den Predigten und Christenlehren sowie aus den für den Religionsunterricht zugelassenen Lehr- und Lernbehelfen eher eine fragliche Verdrängung des Gerichtsbewusstseins denn eine sinnvolle Reform.

Unterdessen scheinen der «zornige» Gott und das «Gerichtsbewusstsein» wieder gefragt zu sein. Exegeten und Systematiker warnen eindringlich davor, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, den Gott Jesu, als einen «bloss humanen» darzustellen, weil dies etwa unseren modernen Wunschvorstellungen eher entspräche. Religionssoziologen und Therapeuten beklagen die zweifelhafte «Zivilisierung Gottes» bzw. die «Halbierung des Gottesbildes» auf die hellen und guten Seiten, die seit der Aufklärung prozesshaft stattgefunden hat. Gotthard Fuchs sieht im postmodernen «Gerichtsverlust» einen christlichen «Gesichtsverlust»; er plädiert mit Kierkegaard für die christliche Kunst, «sich recht ängstigen zu lernen» – auch die heilige Teresa von Avila, von der wir dieses Jahr den 500. Geburtstag feiern, sprach eindringlich von der recht verstandene «Gottesfurcht» als Bedingung für den geistlichen Fortschritt. Fuchs beklagt – wie die «Würzburger Synode» in den siebziger Jahren – die seit der Aufklärung schleichende Verbürgerlichung des Christentums durch Stilllegung der Eschatologie: Je mehr wir nämlich zulassen, dass – wie Reinhold Niebuhr vor dem Zweiten Weltkrieg bereits beklagte – «ein Gott ohne Zorn Menschen ohne Sünde in ein Reich ohne Gericht durch den Priesterdienst eines Christus ohne Kreuz brachte», desto irrelevant werden wir für den Menschen und desto mehr werden fundamentalistische Kreise «rigoristisch das Entweder-oder des Christlichen einklagen».⁶

Gewiss, kaum ein anderes christliches Motiv als die Gerichtsbotschaft zeigt uns deutlicher, dass das Christentum Gefahr läuft, Nietzsches «Vorurteil» zu bestätigen, wonach es einerseits Platonismus für das Volk und andererseits Metaphysik für die Gebildeten sei. Andererseits war die Gerichtsbotschaft Christen in Bedrängnis eine Quelle *subversiver Hoffnung wider alle Hoffnung auf den gerechten und barmherzigen Gott*. Es gilt also, sich der Deformationen bewusst zu werden und dennoch zu einer positiven Rezeption der Gerichtsbotschaft in der Gegenwart zu ermutigen.

Die Gerichtsbotschaft begegnet uns in der Christentumsgeschichte sowohl in der Vorstellung vom Jüngsten Gericht wie in der eines tausendjährigen Reichs des Glücks auf Erden.

Jüngstes Gericht. Die Vorstellung vom Jüngsten Gericht als Abschluss der Geschichte ohne ihre innergeschichtliche Vollendung in einem messianischen Zwischenreich ist theologisch daraufhin zu prüfen,

Mariano Delgado ist Ordentlicher Professor für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Freiburg i. Ü. und Präsident der Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte.

* Beitrag zur Podiumsdiskussion «40 Jahre nach «Unsere Hoffnung» am 16. April 2015 im Rahmen der interdisziplinären Woche der Theologischen Fakultät «Apocalypse now – Von Anfang und Ende der Welt».

¹ Johann Baptist Metz: Zeit ohne Finale? Zum Hintergrund der Debatte über «Resurrektion oder Reinkarnation», in: Concilium 29 (1993), 458–462, hier 461.

² Adolf Muschg: Wo führen wir hin?, in: Leonhard Reinisch (Hrsg.): Das Spiel mit der Apokalypse. Über die letzten Tage der Menschheit. Freiburg 1984, 78–84, hier 79 f.

³ Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung, Bd. 1, Freiburg 1978, 71–111 (Einleitung von Theodor Schneider: 71–84; Beschluss: 84–111), 1,4: 92.

⁴ Gilbert Greshake: Heil und Unheil? Zu Bedeutung und Stellenwert von Strafe und Sühne, Gericht und Hölle in der Heilsverkündigung, in: Ders.: Gottes Heil – Glück des Menschen. Theologische Perspektiven. Freiburg 1983, 245.

⁵ Vgl. Hans Halter: Gericht und ethisches Handeln. Zur Rede vom göttlichen Gericht in der modernen Dogmatik und zur Bedeutung dieser Rede für die Ethik, in: Theologische Berichte, Bd. 19. Zürich 1990, 181–224, hier 218.

⁶ Gotthard Fuchs: Gerichtsverlust. «Von der christlichen Kunst, sich recht ängstigen zu lernen», in: KatBl 120 (1995), 160–168, 161 f. (mit Niebuhrs Zitat).

ob sie nicht zur angsterzeugenden «Drohbotschaft», zu einer Jenseitsvertröstung, zu einer eskapistischen kirchlichen Sanktionierung des Status quo missbraucht wurde, statt befreiend zu wirken. Wir müssen uns mit dem Synodendokument «Unsere Hoffnung» fragen, ob wir die Gerichtsbotschaft in der Kirche nicht selbst zu oft verdunkelt haben, weil wir diese Botschaft zwar laut und eindringlich vor den Kleinen und Wehrlosen, aber häufig zu leise und halbherzig vor den Mächtigen dieser Erde verkündet haben. In der Gerichtsbotschaft ist nämlich der spezifisch christliche Gedanke von der Gleichheit aller Menschen ausgedrückt, «der nicht auf Gleichmacherei hinausläuft, sondern der die Gleichheit aller Menschen in ihrer praktischen Lebensverantwortung vor Gott hervorhebt, der aber auch allen, die Unrecht leiden, eine unverlierbare Hoffnung zusagt». So wird das Gerichtswort primär als «Tröstungs- und Ermutigungskraft» angesichts geschichtlicher Bedrängnis verstanden: «Es spricht von der gerechtigkeitsschaffenden Macht Gottes, davon, dass unsere Sehnsucht nach Gerechtigkeit stärker ist als der Tod, davon, dass nicht nur die Liebe, sondern auch die Gerechtigkeit stärker ist als der Tod.» Und das zitierte Synodendokument schliesst die Betrachtungen über das Gericht mit einigen Fragen ab, die in der Christentumsgeschichte vielfach vermisst werden: Sollte etwa diese Gerichtsbotschaft «kein Wort unserer Hoffnung sein? Kein Wort, das uns freimacht, für diese Gerechtigkeit einzustehen, gelegen oder ungelegen? Kein Ansporn, der uns den Verhältnissen himmelschreiender Ungerechtigkeit widerstehen lässt? Kein Massstab, der uns jedes Paktieren mit Ungerechtigkeit verbietet und uns immer wieder zum Aufschrei gegen sie verpflichtet, wenn wir unsere Hoffnung nicht schmähen wollen?»⁷

Chiliasmus. Die Chiliasmustypologie ist vor allem in ihrer revolutionären Version durch die Spur der Gewalt diskreditiert, die sie gezeichnet hat. Der revolutionäre Chiliasmus übt aber weiterhin eine grosse Faszination aus, so dass einige in der Nachfolge Ernst Blochs immer noch nicht aufhören, die «Pseudopropheten einer untergegangenen Welt als Männer darzustellen, die ihrer Zeit um Jahrhunderte voraus waren».⁸ Unter apokalyptischer Gewalt sollten wir aber auch die der «Rechtgläubigen» anprangern, die Kreuzheere aufboten und etwa «gegen Albigenser und Hussiten (...) Ausrottungskriege» führten, um Gottes Gericht an den «Gottlosen» schon in dieser Welt vorwegzunehmen.

Die wörtliche Bibelauslegung der revolutionären wie der adventistischen Chiliasten ist in der wissenschaftlichen Theologie durch die historisch-kritische Bibelforschung «weitgehend diskreditiert». Aber der Chiliasmus als eine Form des Messianischen ist in einem Punkt sehr modern und gegenüber der Typologie vom Jüngsten Gericht im Vorteil, nämlich im hartnäckigen Wachhalten der uralten Sehnsucht, dass diese Welt letztlich nicht nur ein Tal der Tränen bleiben und das Gelobte Land schon hier erreicht werden möge. Die chiliastische Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, «in denen Gerechtigkeit wohnt» (2 Petr 3,13; Jes 65,17), ist in säkularer Gestalt

eine grosse Veränderungskraft der Geschichte geworden. Die heutigen politischen Theologien, die gegen die exzessiv jenseitige Orientierung eines Grossteils herkömmlicher Theologie die Hoffnung auf eine innergeschichtlich materiell erfahrbare Verwirklichung des Reiches Gottes aufrechterhalten, beerben somit den bleibenden messianischen Kern des Chiliasmus – sofern sie zugleich der revolutionären Versuchung entsagen, dass der Zweck die Mittel heilige.

Ich möchte abschliessend nur noch zwei kurze Überlegungen folgen lassen zu Trost und Paränese als Zentralkonzepte des biblischen apokalyptischen Corpus, das hauptsächlich als «Seelsorge an Geängstigten» verstanden werden sollte.⁹

Trost. Im Zentrum des christlichen Glaubens steht nicht die «Erwartung des Weltendes, sondern der Glaube an die Heilsbedeutung Jesu von Nazareth».¹⁰ Daher ist das apokalyptische Corpus immer auch in Zusammenhang mit anderen zentraleren Aussagen des Neuen Testaments zu interpretieren: etwa mit dem allgemeinen Heilswillen Gottes (1 Tim 2,4), mit dem Bild vom guten Hirten, der gekommen ist, damit alle «das Leben haben, und es in Fülle haben», nicht aber «um zu stehlen, zu schlachten und zu vernichten» (Joh 10,7–10), mit dem «Fürchtet euch nicht» (Mt 28,10) des Auferstandenen usw. Ein solcher Glaube befreit uns von der Weltangst und vermittelt uns «Zuversicht am Tag des Gerichts» (1 Joh 4,17). Aber auch unabhängig von diesen Aussagen enthält das einer Hermeneutik der Gefahr entspringende apokalyptische Corpus viele messianische Trostbilder, denn es spricht «vom grossen Frieden der Menschen und der Natur im Angesichte Gottes, von der Heimat und vom Vater, vom Reich der Freiheit, der Versöhnung und der Gerechtigkeit, von den abgewischten Tränen und vom Lachen der Kinder Gottes».¹¹ Hölderlin wusste, was er sagte, als er in seinem nicht zufällig «Patmos» genannten Gedicht schrieb: «Wo aber Gefahr ist, wächst / das Rettende auch.»

Paränese. Aber christliche Apokalyptik will uns auch Mut machen zur echten «apokalyptischen Weltangst», denn sie enthält eine Botschaft vom Ernst unseres geschichtlichen Daseins angesichts befristeter Zeit, also eine Botschaft vom «Ende der Zeit». Selbst in den chiliastischen Varianten weiss man, dass einmal – und sei es nach tausend Jahren des Glücks – endgültig Schluss sein wird mit dem messianischen Paradies auf Erden und das Gericht unausweichlich kommen wird. Daher handelt die Apokalyptik auch vom Ernst der Nachfolge, von der Geschichte als dem Ort der Bewährung, von der Ermahnung, in der Jetztzeit so zu leben, dass wir uns des kommenden Herrn würdig erweisen. Denn die Jetztzeit ist die erfüllte Zeit, in der sich unser Heil oder Unheil entscheidet. Im paränetischen Horizont müsste man also das Diktum Hölderlins umkehren und mit Johann B. Metz sagen: «Wo Rettung naht, wächst auch die Gefahr» (...), nicht «angegürtet» zu sein (vgl. Lk 12,35), wenn der Herr wiederkommt.

Mariano Delgado

⁷ Gemeinsame Synode (wie Anm. 3), I,4: 92 f.

⁸ Norman Cohn: Das Ringen um das tausendjährige Reich. Revolutionärer Messianismus im Mittelalter und sein Fortleben in den modernen totalitären Bewegungen. München 1961, 271.

⁹ Vgl. dazu Ulrich H. J. Körtner: Weltangst und Weltende. Eine theologische Interpretation der Apokalyptik.

Göttingen 1988, 307 ff.

¹⁰ Ebd., 339.

¹¹ Johann B. Metz: Im Angesicht der Gefahr. Theologische Meditation zu Lukas, Kapitel 21, und zur Apokalypse des Johannes, in: Leonhard Reinisch (Hrsg.): Das Spiel mit der Apokalypse. Über die letzten Tage der Menschheit. Freiburg 1984, 17–23, 23.

¹² Ebd., 23.

150 JAHRE KLOSTER ILANZ

Die Schwestern des Klosters Ilanz feiern dieses Jahr 150 Jahre ihres Bestehens. Diese Jahre beinhalten Aufbruch, Krisen, Blüten, beständiges Suchen, Umdenken, Sichwandeln, aber immer, Gott zugewandt, im Dienst an den Menschen.

Gründung

Es fing klein an, doch gezielt. Johann Fidel Depuoz (1817–1875) war der Mann, der das alles ins Rollen brachte. Der Bündner Jesuit war hervorragend gebildet und weitgereist, in fast ganz Europa und bis in die USA, er war intelligent, tatkräftig und von grosser Güte und Lauterkeit. Seine Weitsicht, die ihm wohl angeboren war, liegt doch Siat hoch oben über dem Vorderrheintal, liess ihn gerade nicht die enge Not seines Heimattals vergessen. Er hatte nämlich auch eine starke soziale Ader, er erkannte die vielen verschiedenen Nöte im Bildungs- und Gesundheitswesen der Menschen des Bündner Oberlandes. Dies bewog ihn, den in der Schweiz verbotenen Orden zu verlassen. Er setzte nun seine ganze Tatkraft, seine Bildung und sein nicht unbeträchtliches Vermögen ein, um etwas für die sozialen Bedürfnisse seiner Heimat zu tun.

So eröffnete Dr. Johann Fidel Depuoz in Ilanz, dem zentralen Ort der Surselva, am 15. November 1865 eine «allgemeine Real- und Industrieschule». Gleichzeitig gründete er die privatrechtliche «Gesellschaft der göttlichen Liebe» auf religiöser Grundlage für Frauen, um die Effizienz seiner Werke zu garantieren. Das waren zunächst eine Handvoll Frauen, die bereit waren, mit ihm dieses Unternehmen zu wagen. 1868 folgte die Eröffnung des ersten Spitals in Ilanz.

In Maria Theresia Gasteyer (1835–1892) aus Nasstätten bei Wiesbaden fand Depuoz die ebenbürtige Mitarbeiterin für sein Werk. Diese Frau, hochbegabt und vielseitig gebildet, mit Organisationstalent, Energie und Durchhaltekraft ausgestattet, belastbar und tief religiös, wurde die Mitbegründerin und erste Generaloberin der Ilanzer Schwestern. Nach dem frühen Tod von Depuoz rettete sie die junge Gründung durch eine Flut von Anfeindungen aller Art hindurch und festigte das Unternehmen. Ohne ihren weiten Blick, ihre Ausdauer, ihre Kom-

petenz in allen Bereichen hätte die Gemeinschaft nicht überdauert.

Der Leitsatz von Depuoz lautete: «Aus reinsten Liebe zu Gott allen Menschen ohne Unterschied des Standes, des Geschlechtes, Alters, Landes, der Nation und Religion im ausgedehntesten Sinne Gutes zu tun.» Dieser Gedanke wurde bestimmend für alle Werke und Dienste der Gemeinschaft, und dies bis heute.

Die junge Gemeinschaft suchte den Anschluss an einen bestehenden Orden. 1894 schloss sie sich dem Dominikanerorden an. Die Beheimatung in diesem Orden ist für uns Schwestern von grosser Bedeutung. Wir wissen uns getragen in einer weltweiten Gemeinschaft mit dem gemeinsamen Auftrag, allen Menschen das Evangelium zu verkünden. Das verbindet uns unmittelbar mit dem Leitsatz des Gründers «allen Menschen Gutes zu tun». Wir haben als Ilanzer Dominikanerinnen denselben Auftrag, den der heilige Dominikus (um 1170–1221) seinem Orden, 1216 von ihm gegründet, gegeben hat. So werden wir auch nächstes Jahr, 2016, mit grosser Freude die 800 Jahre des Predigerordens mitfeiern. Dominikus, Theologe und Mitglied der reformierten Chorherren in Osmá, Spanien, begabter und hartnäckiger Organisator, war gleichzeitig ein liebevoller Mitbruder und Tröster in allen Unbilden des Lebens, ein Mann voll Barmherzigkeit. Er hat seit Beginn des Ordens das aufeinander Angewiesensein von Brüdern und Schwestern im Orden und ebenso ihre Zusammengehörigkeit in Freundschaft gewollt und in die Wege geleitet.

Um die Verwandtschaft von Dominikus und Depuoz aufzuzeigen, nochmals aus dem Leitsatz: «Allen Menschen ohne Unterschied des Geschlechtes und der Religion Gutes tun.» Dominikus gründete als Erstes ein Frauenkloster, und zwar mit Frauen, die kurz vorher noch «Ketzerinnen» (Katharer) waren, und er setzte ihnen keineswegs gut katholische Oberinnen vor, sondern traute ihnen, unterstützt von sporadischer Unterweisung seinerseits, die eigene Ent-

wicklung zu! Daneben nun Depuoz, der mit seinem «kein Unterschied bezüglich der Religion» Tür und Tor öffnete für die protestantische Bevölkerung in und um Ilanz, was damals alles andere als selbstverständlich war. Er schrieb: «Wir müssen sorgen, dass auch die Protestanten so gut wie die Katholiken mit unserer



BERICHT

Die Dominikanerschwester Raphaela Gasser ist Ressortzuständige für Bildung im Generalrat der Ilanzer Dominikanerinnen, die zum Dominikaner- oder Predigerorden gehören. Vgl. www.kloster-ilanz.ch

BERICHT

Schule zufrieden sein können, und nichts tun, was die protestantischen Kinder und Eltern beleidigen könnte.» Was nun das Geschlecht betrifft, war es im 19. Jahrhundert und im Kanton Graubünden vor allem wichtig, endlich einmal Mädchen auszubilden, auf gleichem Niveau wie Knaben. Dennoch öffnete Depuoz seine erste Schule Mädchen, Knaben und Erwachsenen.

Dieser Geist der Offenheit ist uns geblieben in all den Jahren. Die protestantische Bevölkerung unserer Region und natürlich Angehörige anderer Religionen oder Religionslose waren und sind bei uns immer willkommen.

Entwicklung

Wo lebten und wirkten nun die Ilanzer Schwestern in den 150 Jahren ihres Bestehens und wie konnten sie nützlich sein für die Menschen?

Ilanz und die Surselva bis nach Sedrun und bis ins Safiental, Chur und Davos u. a. waren Wirkungsorte im Kanton; Zürich und Orte, wo nur wenige Schwestern kürzere Zeit arbeiteten; mehrere Orte in Deutschland und Österreich, in China, Taiwan und Brasilien. In der ganzen Zeit waren wir wirksam im Auftrag der Evangelisation, im Geiste der Gründer sowohl wie im Geiste des Ordens. Das beinhaltete: Erziehungs- und Bildungsarbeit, Kranken- und Altenpflege, Wirken für Arme und sozial Benachteiligte, Verkündigung durch sorgfältig gestaltete Liturgie, durch Tagungen, Vorträge, geistliche Begleitung und Gespräche; Medienpräsenz; Pfarrei- und Krankenseelsorge; unsere Missionsprokur stützt nicht nur die Evangelisation in Brasilien und Taiwan, sondern auch die Bewusstseinsbildung in Europa. Diese Aufgaben haben sich in den letzten Jahrzehnten oft verändert. Neue Bedürfnisse und vor allem der Rückgang neuer Berufe sowie das Alter der Schwestern haben uns immer wieder dazu bewogen, liebgelebte Tätigkeiten aufzugeben und uns neuen Aufgaben zuzuwenden.

Heute

Heute verstehen wir uns als eine dominikanische Ordensgemeinschaft von Frauen unterwegs mit anderen und für andere. Der Leitsatz von Depuoz und die Sendung im Dominikanerorden sind für uns nach wie vor präsent. Weil wir dies nur im Kontakt mit den Menschen tun können, liegen uns wertschätzende Begegnungen sehr am Herzen. Heute geht unsere Aufmerksamkeit besonders auf die persönliche und geistliche Begleitung von suchenden Menschen, es liegt uns aber auch einfach am offenen Begegnen mit allen, die zu uns kommen. Grossen Wert legen wir auf die menschennah gestaltete Liturgie der Gottesdienste in unserer Klosterkirche, woran immer wieder Menschen von nah und fern teilnehmen. Im Haus der Begegnung für Bildung und Erholung, das mit dem Kloster baulich und inhaltlich eng verbun-

den ist, schaffen wir Voraussetzungen für Kontakte ganz verschiedener Menschen. Die Missionsprokur ermöglicht durch Projekte, Menschen in weit entfernten Ländern näherzukommen. Auf einer geistlichen Ebene will die Gebetsgemeinschaft «Ehrenwache Mariens» Menschen zusammenbringen. Die meisten Schwestern leben heute in Ilanz. Dabei pflegen wir sehr das Zusammengehen mit unseren Mitarbeitenden. In Brasilien und auf Taiwan leben und wirken die Schwestern nach wie vor im Geiste und in enger Verbundenheit mit unserer Kongregation. Überall sind wir besorgt um mehr Gerechtigkeit und Frieden und um die Bewahrung der Schöpfung. Wir schärfen unseren Blick für die Probleme der Zeit und orientieren uns neu.

Unser gemeinsames und persönliches Beten und alles, was wir tun, suchen wir im Licht der Wahrheit und der Barmherzigkeit zu sehen. Die Verkündigung des Evangeliums und alles praktische Engagement sind eins. Dieses Bewusstsein fordert uns als Einzelne und als Gemeinschaft heraus. Es erfüllt uns mit Dankbarkeit und Freude, dass viele andere mit uns diesen Weg der Frohbotschaft Jesu Christi gehen, um die Welt etwas menschlicher zu machen.

Raphaela Gasser

Begegnungsfest 150 Jahre Kloster Ilanz, Samstag, 13. Juni 2015
 10 Uhr: Beginn des Begegnungsfestes mit Angeboten im Kloster, im Haus der Begegnung, in der Missionsprokur, in unserem Alterspflegeheim und in den Technikräumen. Es gibt Klosterführungen, einen Kloster- und Flohmarkt, eine Wanderausstellung, ein Preisrätsel, verschiedene Verpflegungsmöglichkeiten... und, und, und.
 16 Uhr: Vorabendgottesdienst zum Sonntag mit Dekan Alfred Cavelti, Predigt, Cäcilienchor Ilanz und Kirchenchor Trun, Annemarie Schlosser, Orgel, vier Blasinstrumentalisten und Schwesternschola. Wir Schwestern freuen uns auf Ihr Kommen! Für die Ilanzer Dominikanerinnen:

Sr. Eugenia Jörger,
 Generaloberin

Autorin und Autoren dieser Nummer

Prof. DDr. Mariano Delgado
 Universität Freiburg, Av. de l'Europe 20, 1700 Freiburg
 mariano.delgado@unifr.ch
 Sr. Raphaella Gasser, Klosterweg 16, 7130 Ilanz, raphaela.gasser@klosterilanz.ch
 Prof. em. Dr. Peter Hersche
 Leimgrubenstrasse 51, 3510 Konolfingen
 peter.hersche@bluewin.ch
 Prof. em. Dr. P. Adrian Schenker OP,
 Postfach 224, 1705 Freiburg
 adrian.schenker@yahoo.fr

Schweizerische Kirchenzeitung

Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge / Amtliches Organ

Redaktion

Maihofstrasse 76
 Postfach, 6002 Luzern
 Telefon 041 429 53 27
 E-Mail skzredaktion@nzz.ch
 www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter

Dr. Urban Fink-Wagner

Redaktionskommission

Prof. Dr. Adrian Loretan (Luzern); P. Dr. Berchtold Müller OSB (Engelberg); Pfr. Heinz Angehrn (Abtwil)

Herausgeberin

Deutschscheizerische Ordinariatenkonferenz (DOK)

Herausgeberkommission

GV Dr. Markus Thürig (Solothurn); Pfr. Luzius Huber (Wädenswil); Pfr. Dr. P. Victor Buner SVD (Amden)

Stellen-Inserate

Telefon 041 429 58 72
 E-Mail skzinserate@nzz.ch

Kommerzielle Inserate

Telefon 041 370 38 83
 E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente

Telefon 041 429 58 72
 E-Mail skzabo@nzz.ch

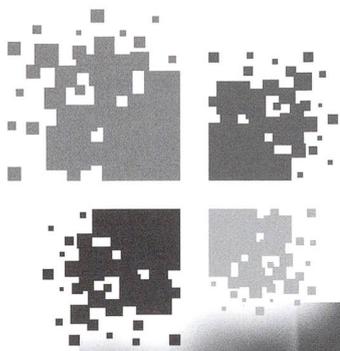
Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 169.-;
 Ausland zuzüglich Versandkosten; Studententabo Schweiz: Fr. 98.-

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag der Vorwoche, 11.00 Uhr.

«Kath.ch 7 Tage» als SKZ-Beilage

Redaktionelle Verantwortung: Kath. Medienzentrum, Bederstr. 76, Postfach, 8027 Zürich, E-Mail redaktion@kath.ch



Für den Forscher Urs Winter-Pfändler lautet die zentrale Aussage der neuen SPI-Studie: Kirchenarbeit ist immer Interaktion. | © Martin Spilker

Hinschauen und festhalten, was auf die Kirche zukommt

Der Theologe und Psychologe Urs Winter-Pfändler vom Schweizerischen Pastoralsoziologischen Institut hat die Ergebnisse der Studie über Kirchenreputation ausgewertet und zusammengefasst. kath.ch hat mit ihm über besondere Erfahrungen bei der Arbeit und die Chancen und Grenzen einer solchen Studie gesprochen.

Martin Spilker

Sie haben über 1400 Personen zum Ruf der beiden grossen Kirchen in der Schweiz befragt. Die evangelisch-reformierte Kirche hat etwas besser abgeschlossen als die katholische Kirche. Aber beide sind «genügend». Haben Sie die Ergebnisse überrascht?

Urs Winter-Pfändler: Unsere Studie hat viele Vermutungen, aber auch andere Untersuchungen bestätigt. Überrascht hat mich, dass die beiden Kirchen in der Wahrnehmung von aussen gar nicht so weit auseinanderliegen. Keine Überraschung ist hingegen die Erkenntnis, dass wo schlechte Arbeit gemacht wird, auch ein

schlechtes Bild der Kirche vorherrscht. Und hier liegt auch die zentrale Aussage der Studie: Kirchenarbeit ist immer Interaktion. Das geschieht nicht für sich selbst. Deshalb muss man in der Kirche hinhören auf das, was über uns gesagt wird, und in einen Dialog treten.

Welches waren für Sie die auffälligsten Aussagen?

Winter-Pfändler: Die kamen für mich einerseits von den jungen Frauen: Hier haben wir sehr differenzierte Kircherfahrungen festgestellt. Wir waren skeptisch, ob die Kirchen hier einfach eines «aufs Dach» bekommen. Aber es wurden sowohl negative wie positive Erfahrungen mitgeteilt, auch wenn nicht alle gleich an den Angeboten der Kirche interessiert sind. Bei den Politikern hat mich der grosse Rücklauf beeindruckt – ein Drittel aller Befragten hat geantwortet – und daraus die Erkenntnis, dass Kirche nicht einfach egal ist, gefreut. Sie wird wahrgenommen, und man setzt sich damit auseinander.

Es kommt eben auch so sehr auf die kleinen Dinge an

Kirchenreputation. Was für ein Wort. Aber: Das Schweizerische Pastoralsoziologische Institut SPI musste für die Tagung zur neuen Publikation kurzerhand ein grösseres Tagungslokal suchen, so gross war das Interesse an den Ergebnissen aus der Forschung zum Ansehen der Kirchen in der Schweiz. Die von Urs Winter-Pfändler geleitete Untersuchung will auch Impulse zum Reputationsmanagement in den Kirchen geben.

Das Ansehen einer Kirche hängt, keine Frage, zuerst und vor allem von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ab. Davon, wie sie in der Öffentlichkeit auftreten, wo sie wahrgenommen werden (oder nicht präsent sind), wie sie auf eine ungelene Frage antworten oder in todernten Angelegenheit reagieren. Erschwerend kommt hinzu, dass solche Urteile nicht allein von Menschen gefällt werden, die «ihre» Pfarreiprofis kennen. Mehrheitlich sind dies Leute mit 0 bis 1 Kirchenkontakt pro Jahr.

Der erste Eindruck zählt. Ein Mensch braucht einen Sekundenbruchteil, um sich eine Meinung über eine Aussage, ein Gegenüber, einen Auftritt zu machen. Der mag richtig oder falsch sein und kann auch korrigiert werden. Aber lediglich dann, wenn es zu weiteren Begegnungen kommt. Die Kirche ist kein Dienstleistungsbetrieb, mag hier eingewendet werden. – Ja, nicht nur und sicher nicht zuerst. Aber sie ist es auch, halte ich dem entgegen. Und sie ist es dort ganz ausdrücklich, wo sie, wie hierzulande, Steuern erheben darf.

Die Ergebnisse der erwähnten Studie zeigen die Wichtigkeit des ersten Eindrucks für das Aussenbild der Kirche. Die daraus vom SPI abgeleiteten Impulse für eine positive Wahrnehmung und einen guten, verständlichen Auftritt der Kirchen in der Öffentlichkeit, verdienen Beachtung. **Martin Spilker**

Kardinal Luis Antonio Tagle (57), Erzbischof von Manila, ist neuer Präsident von Caritas Internationalis. Die 20. Generalversammlung des Dachverbandes von 165 nationalen Caritasverbänden und anderen katholischen Wohlfahrtsorganisationen wählte Tagle am 14. Mai in Rom zum Nachfolger von **Kardinal Oscar Rodriguez Maradiaga** (72). Als Vertreter von Caritas Schweiz nehmen Präsidentin **Mariangela Wallimann-Bornatico** und Direktor **Hugo Fasel** an der Generalversammlung in Rom teil.

Vitus Huonder. Der Bischof von Chur zeigt sich besorgt über die Haltung der CVP zur Präimplantationsdiagnostik (PID). In einem Brief an die National- und Ständeräte der CVP in seinem Bistum beklagt er, «dass eine Partei, die sich «christlich» nennt, solch ein Signal ausgesendet hat». Die CVP Schweiz hat im April entschieden, die PID-Vorlage zu unterstützen.

Jean Vanier (86), Gründer der christlich inspirierten «Arche»-Gemeinschaften, erhielt am 17. Mai den Templeton-Preis 2015 für Verdienste um die Menschlichkeit. Überreicht wurde ihm der Preis in der Londoner Kirche St. Martin in the Fields. Vanier wurde am 10. September 1928 in Genf als Sohn des späteren Generalgouverneurs von Kanada, **Georges Vanier**, geboren.

Die katholische Friedensbewegung «Pax Christi International» (PCI) hat das von Israel ausgesprochene Einreiseverbot für PCI-Generalsekretär **Jose Henriquez** nach Bethlehem zur Weltversammlung und den Feiern zum 70. Jahrestag scharf kritisiert. Wieso Israel die Einreise verweigert, sei nicht nachvollziehbar.

Die Weltkirche hat zwei neue arabishe Heilige: Papst **Franziskus** hat am Sonntag, 17. Mai, die beiden palästinensischen Ordensfrauen **Maria Baouardy** (1846–1878) und **Maria Alfonsina Danil Ghattas** (1843–1929) heiliggesprochen. Es war ein internationales Glaubensfest auf dem Petersplatz mit Tausenden von Pilgern aus dem Heiligen Land, darunter Palästinenserpräsident **Mahmoud Abbas**, der Papst Franziskus am Samstag bereits unter vier Augen getroffen hatte.

Gibt es markante Unterschiede zwischen den Haltungen der jungen Leute und den eher mittelalterlichen Politikern?

Winter-Pfändler: Ja, am deutlichsten ist dies bei den Angeboten der Kirchen: Hier sind die jungen Erwachsenen deutlich kritischer, negativer eingestellt. Oder auch bei der Frage, ob sie sich ein Engagement – beruflich oder ehrenamtlich – in der Kirche vorstellen könnten: Die jungen Leute haben das fast durchs Band abgelehnt.

Was passiert nun mit den Ergebnissen aus dieser Studie?

Winter-Pfändler: Wir wollen sie bekannt machen. Das hat mit der Tagung und der Buchvernissage begonnen. Unsere Aufgabe als Forschungsinstitut ist ja zuerst einmal, hinzuschauen und festzuhalten, was auf die Kirche zukommt. Das wiederum wollen wir den Verantwortlichen in der Kirche zeigen, ihnen die Realität spiegeln. Wir sind aber nicht die Kirchenleitung, die daraus Konsequenzen für künftige Schwerpunkte ziehen kann. Wichtig ist uns auch, dass die Resultate von den kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zur Kenntnis genommen werden.

Denn in der Kirche erhalten Mitarbeitende ja eher wenig Rückmeldungen. Hier finden sich solche aber in geballter Form. Und es findet sich darin sehr viel Anerkennung und Rückendeckung für die tägliche seelsorgerliche Arbeit.

Was wünschen Sie sich für die Kirche der Zukunft?

Winter-Pfändler: Ich wünsche mir zuerst, dass wir miteinander klären, was für eine Kirche wir wollen! Wobei das grundsätzlich feststeht: Kirche dient, theologisch gesprochen, der Verwirklichung des Reiches Gottes. Oder, einfacher gesagt: Kirche will die Vision einer solidarischen Gesellschaft auf dieser Erde zum Leben erwecken. Im Anschluss muss überlegt werden, wie die Träume und Visionen auch Wirklichkeit werden können. Dazu können Management-Instrumente Werkzeuge sein, diesen Zielen näher zu kommen.

Urs Winter-Pfändler: Kirchenreputation. Forschungsergebnisse zum Ansehen der Kirchen in der Schweiz und Impulse zum Reputationsmanagement. St. Gallen 2015, Edition SPI, 303 Seiten, 37.90 Franken. (ms)

Ja zum Menschen, Nein zur Präimplantationsdiagnostik

Die Schweizer Bischöfe sind gegen eine Änderung der Bundesverfassung, die die Zulassung der Präimplantationsdiagnostik (PID) möglich macht. Die Stellungnahme zur Volksabstimmung über die PID im Wortlaut:

Das Schweizer Volk stimmt am kommenden 14. Juni über eine Änderung der Bundesverfassung ab, die den Weg für die Zulassung der Präimplantationsdiagnostik (PID) öffnen würde. Die Schweizer Bischöfe lehnen diese Verfassungsänderung ab.

Die Ausgangslage ist tragisch: Es geht um das Leid eines Paares, das voraussichtlich eine schwere Krankheit vererbt. Als Lösung für dieses Problem wird die Methode der PID präsentiert. Doch schafft diese Methode mehrere gravierende Probleme: Mit der PID wird nicht die Krankheit behandelt. Diese wird umgangen, indem die Embryonen als Träger der Krankheit beseitigt werden – was man nicht rechtfertigen kann! Zudem benötigt die PID die unbeschränkte Produktion von Embryonen, damit eine Wahl unter diesen getroffen werden kann; was man als «liberale Eugenik» bezeichnet. Ausserdem ist die PID eine

Selektionstechnik, bei der man sich das Recht anmass, zu entscheiden, wer es verdient zu leben und wer nicht.

Der menschliche Embryo, der als eine Person betrachtet werden muss, erhält seinen maximalen Schutz am besten durch die aktuell gültige Bestimmung der Bundesverfassung, in der es heisst: «Es dürfen nur so viele menschliche Eizellen ausserhalb des Körpers der Frau zu Embryonen entwickelt werden, als ihr sofort eingepflanzt werden können» (Art. 119). Wenn dieser Verfassungsartikel dem Vorschlag des Parlaments entsprechend geändert werden würde, hiesse das implizit, dass das Einfrieren der Embryonen zugelassen würde. Die Kryokonservierung würde schwerwiegende ethische Probleme mit sich bringen, denn sie verletzt unmittelbar die Menschenwürde.

Ein Nein zur Änderung der Bundesverfassung und damit zur PID bekräftigt, dass in unserem Land die Menschenwürde eines jeden menschlichen Wesens respektiert und bewahrt werden muss.

Die Bischöfe verweisen in diesem Zusammenhang auf das Faltblatt der Kommission für Bioethik der Schweizer Bischofskonferenz.

Eine Rehabilitation? Der Befreiungstheologe Gustavo Gutierrez wurde im Vatikan empfangen



Gustavo Gutierrez | © 2015 KNA/Cristian Gennari

Ein Gründer der Befreiungstheologie trat am 12. Mai erstmals bei einer offiziellen Pressekonferenz im Vatikan auf: Gustavo Gutierrez. Viele deuteten das als Rehabilitation der Befreiungstheologie. Gutierrez selbst äusserte sich diplomatisch.

Thomas Jansen, CIC

Die Frage verschlug Gustavo Gutierrez buchstäblich die Sprache: Ob denn die Verurteilungen der Befreiungstheologie durch die vatikanische Glaubenskongregation in den 1980er-Jahren «nötig» gewesen seien, möchte ein Journalist wissen. Der Vater der Befreiungstheologie versucht es zunächst mit Englisch, das er eben noch flüssig gesprochen hatte, und stockt, wechselt ins Italienische und stockt erneut.

Die Antwort, die er dann mit einiger Verzögerung gibt, verschlägt wiederum manchem Anwesenden beinahe die Sprache: Die Glaubenskongregation habe die Befreiungstheologie niemals verurteilt, es habe nur einen «bisweilen sehr kritischen Dialog» gegeben, so Gutierrez.

Fokus auf Befreiungstheologie

Gutierrez war der eigentliche Star an der Pressekonferenz, deren offizieller Anlass die Vorstellung der 20. Generalversammlung von Caritas Internationalis war. Schliesslich geschah es das erste Mal, dass einer der Gründer der Befreiungstheologie zu einer offiziellen Pressekonferenz im Vatikan eingeladen war. Mit seinem 1971 veröffentlichten Buch «Theologie der Befreiung» hatte der heute 86 Jahre alte peruanische Theologe dieser Bewegung ihren Namen gegeben.

Die Objektive der Fotografen und Kamerateure richteten sich im vatikanischen

Presseamt daher zunächst auf den einfachen Dominikanerpater und erst dann auf den Präsidenten von Caritas Internationalis, Kardinal Oscar Rodriguez Maradiaga. Eine Ironie des Schicksals: Gutierrez, Vertreter einer Theologie, die unter Marxismus-Verdacht stand, sass rechts aussen auf dem Podium.

Der Vatikan selbst hatte stets Wert darauf gelegt, dass gegen eine in seinem Sinne richtig verstandene Befreiungstheologie nichts einzuwenden sei, ja, dass sie ein berechtigtes Anliegen in Lateinamerika aufgreife. Zu beanstanden sei aber die Übernahme marxistischer Modelle von Teilen dieser theologischen Richtung.

«Panzerkardinal» und der Marxismus

In zwei Schreiben hatte die Glaubenskongregation 1984 und 1986 marxistische Tendenzen in der Befreiungstheologie verurteilt. Kritiker verliehen dem damaligen Präfekten der Glaubenskongregation, Kardinal Joseph Ratzinger, wegen seines aus ihrer Sicht harten Vorgehens den Titel «Panzerkardinal».

Als «Rehabilitation» der Befreiungstheologie war Gutierrez' Auftritt vor diesem Hintergrund bezeichnet worden. Er selbst druckste am Dienstag herum. Die Befreiungstheologie sei ja gar nicht verurteilt worden, deshalb könne sie auch nicht rehabilitiert werden.

Klimawandel im Vatikan

Aber so ganz widersprechen mochte Gutierrez dieser Deutung offensichtlich auch nicht. Entscheidend sei doch schliesslich, erklärt er, dass das Evangelium rehabilitiert worden sei. Angesprochen darauf, welche Rolle Papst Franziskus hierbei gespielt habe, antwortet er, das «Klima» habe sich gewandelt.

Der Klimawandel kam allerdings nicht aus heiterem Himmel. Papst Franziskus war bereits im September 2013 nach einer Morgenmesse kurz mit dem peruanischen Theologen zusammengetroffen. Zudem veröffentlichte Gutierrez im vergangenen Jahr gemeinsam mit dem Präfekten der vatikanischen Glaubenskongregation, Kardinal Gerhard Ludwig Müller, ein Buch. Müller ist seit Jahren ein persönlicher Freund von Gutierrez.

KURZ & KNAPP

Dialog. Der Vatikan hat die katholischen Bischofskonferenzen in Europa aufgefordert, sich nicht von einem negativen Islambild beeinflussen zu lassen und den Dialog mit den Muslimen fortzusetzen. In Europa habe man häufig Angst vor dem Islam, sagte Kardinal Jean-Louis Tauran vor den Islam-Beauftragten der europäischen Bischofskonferenzen, die sich derzeit in Saint-Maurice (VS) treffen. Eine «überwältigende Mehrheit der Muslime» erkenne sich jedoch in den barbarischen Akten der Terroristen nicht wieder.

Absage. Die römisch-katholische und die reformierte Kirche des Kantons Zürich sprechen sich für eine Beibehaltung der Härtefallkommission aus. Sie lehnen daher die Härtefall-Initiative der SVP ab, die im Kanton Zürich am 14. Juni vors Volk kommt. Sie sind überzeugt, dass die Härtefallkommission dazu beiträgt, «die humanitäre Tradition der Schweiz aufrechtzuerhalten».

Abgeschafft. Alle Glaubensgemeinschaften in der Ukraine sind künftig von der Grundsteuer für Immobilien und Landbesitz befreit. Wie der ukrainische Pressedienst RISU am 15. Mai berichtete, beschlossen 248 der 450 Abgeordneten des Parlaments in der Hauptstadt Kiew ein entsprechendes Gesetz. Es solle verhindern, dass Kommunen nur einzelnen Glaubensgemeinschaften Steuerprivilegien gewähren, die übrigen Konfessionen aber zur Kasse bitten.

Kritik. Der Abschluss der Arbeiten an dem vatikanisch-palästinensischen Grundlagenvertrag hat in Israel für Kritik gesorgt. Das Aussenministerium sei enttäuscht über die offizielle Bezeichnung «Staat Palästina», dieses Vorgehen bringe den Friedensprozess nicht voran.

Verbot. Ein französischer Bürgermeister der bürgerlichen UMP hat via Twitter ein Verbot des Islam im Land gefordert. Das Gesetz über die Trennung von Kirche und Staat aus dem Jahr 1905 solle abgeschafft und der Vorzug des christlichen Glaubens in der Französischen Republik verankert werden, twitterte Robert Chardon, Bürgermeister der 8000-Einwohner-Gemeinde Vennes im südöstlichen Departement Bouches-du-Rhône.

DAS ZITAT I

«Bisweilen habe ich den Eindruck, dass wir die Zeit quasi abschaffen, weil wir sie mit Terminen so vollstopfen, bis keine Zeit mehr bleibt. Gott hat uns die Zeit als den Raum geschenkt, um Veränderungen zu erwägen, Entwicklungen zu initiieren, Zukunft zu entwerfen. Nehmen wir unsere Verantwortung wahr!»

Der Bischof von Basel, **Felix Gmür**, in der Rubrik «Was mich bewegt» des Kantonalen Pfarreiblatts Luzern (10/2015).

DAS ZITAT II

«Ich werde das Buch ohne Furcht vor einer Bekehrung lesen.»

Das sagte der Präsident der Freidenker-Vereinigung im Wallis, **Valentin Abgottspon**. Er beteiligte sich an einem Wettbewerb des Katholischen Medienzentrums Zürich und gewann den eben erschienenen Bildband «Schweizergarde» von Oliver Sittel.

DIE ZAHL

3. «Bitte», «Danke» und «Entschuldigung» sind nach Auffassung von **Papst Franziskus** die drei «Schlüsselwörter» für eine glückliche Familie, wie er am 13. Mai in seiner wöchentlichen Generalaudienz auf dem Petersplatz sagte. Sie seien zwar einfach auszusprechen, jedoch oft nur schwer zu praktizieren. Entscheidend sei, dass nach einem Streit am Ende des Tages stets wieder Frieden geschlossen werde.

IMPRESSUM

Katholisches Medienzentrum
Redaktion kath.ch
Bederstrasse 76, CH-8027 Zürich
Telefon: +41 44 204 17 76
E-Mail: redaktion@kath.ch
Leitender Redaktor: Martin Spilker
kath.ch 7 Tage erscheint als Beilage der Schweizerischen Kirchenzeitung. Die Verwendung von Inhalten – ganz oder teilweise – ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe gestattet.
kath.ch 7 Tage als PDF-Abonnement bestellen: medienzentrum@kath.ch

Hisham Maizar: Tod eines muslimischen Brückenbauers zwischen den Religionen in der Schweiz

Hisham Maizar, Präsident der Föderation Islamischer Dachorganisationen in der Schweiz (Fids) und Vorsitzender des Schweizer Rats der Religionen (SCR), verstarb am Morgen des 14. Mai im Alter von 73 Jahren, wie die Fids auf ihrer Homepage mitteilt. Der gebürtige Palästinenser hatte sich als Brückenbauer zwischen Muslimen in der Schweiz und der einheimischen Bevölkerung einen Namen gemacht.

Als «Schweizer islamischen Glaubens» bezeichnete sich Maizar mit einem gewissen Stolz in einem Interview mit der Presseagentur Kipa im Jahr 2014. Zwischen der Schweiz und den hier lebenden Muslimen Verbindungen herzustellen, war ihm denn auch zeitlebens ein Herzensanliegen. In Jerusalem geboren und aufgewachsen, kam er als Arzt nach dem Studium in die Schweiz, wo er im Kreuzspital Chur immer wieder von Fachkollegen angefragt wurde, die seinen Rat im Umgang mit muslimischen Patienten suchten. 1980 eröffnete er im Kanton Thurgau eine eigene Arztpraxis, zwei Jahre später erlangte er das Schweizer Bürgerrecht. Zum Sprecher der Muslime wurde Maizar erst Jahre später: Wenige Tage nach dem Attentat vom 11. September 2001 stach ihm ein Schreiben des damaligen St. Galler Bischofs Ivo Fürer ins Auge, das mit «Achtung vor dem Islam» überschrieben war. «Es waren nette Worte», präzisierte Maizar die Doppeldeutigkeit des Satzes. Auf sein Dankeschreiben an Fürer erhielt Maizar eine Einladung zum Gespräch. Der Bischof zeigte sich sehr interessiert an einem Dialog mit den Muslimen in der

Schweiz, er wisse aber nicht, an wen er sich wenden müsse.

Islam der Mitte

Mit diesem Satz wurde Fürer sozusagen zum Geburtshelfer eines islamischen Dachverbands. Maizar wurde bewusst, dass die Muslime für Schweizer Institutionen berechenbar sein mussten, wenn sie aus dem Generalverdacht hinaus wollten, der seit dem 11. September auf ihnen lastete. Maizar einigte in der Folge die bisher lose organisierten islamischen Vereine in der Region im «Dachverband islamischer Gemeinden Ostschweiz» (Digo). Als deren Vorsitzender wurde er mehr und mehr als Ansprechpartner wahrgenommen. Aus den Kontakten zu anderen islamischen Dachverbänden in der Schweiz entstand 2006 der grösste Dachverband islamischer Organisationen in der Schweiz, die «Föderation Islamischer Dachorganisationen» (Fids), deren Vorsitz Maizar bis zu seinem Tod innehatte. Seit 2014 war Maizar als erster Muslim Vorsitzender des Schweizer Rats der Religionen.

Hisham Maizar hat seine Position als «Islam der Mitte» bezeichnet. Dabei hat er sich auf zwei Grundsätze des Korans berufen: Der erste spreche davon, dass der Islam den Menschen zu dessen Erleichterung, nicht zu dessen Behinderung offenbart worden sei. Die Religion soll also eine befreiende Wirkung haben. Die zweite spreche vom goldenen Mittelmass, das Gott den Menschen zugedacht habe. «Wenn man sich an diese beiden Grundsätze hält, wird man nie Extremist», so Maizar, der sich von radikalen Positionen vehement distanzierte. (sys)

AUGENBLICK

Am liebsten wäre der 41-jährige Theologe Oliver Sittel selber Schweizergardist geworden. Als Deutscher blieb ihm dieser Weg verwehrt. Dennoch liess ihn die faszinierende Welt der Päpstlichen Schweizergarde nicht los. Jetzt veröffentlichte Sittel ein Fotobuch zum Thema, das er in Rom auch gleich dem Papst persönlich überreichen konnte. | © 2015 Osservatore Romano



MIT PAUKEN UND TROMPETEN

Oder: Weshalb die Barockmusik ein katholisches Phänomen ist.

Bei der Wertung der Kulturleistungen des Barock gibt es einen Gemeinplatz. Er besagt, dass zwar in der bildenden Kunst aller Sparten das katholische Europa massgeblich, in der Barockmusik aber der Protestantismus führend gewesen sei. Unter Musikwissenschaftlern ist dieses Urteil zwar inzwischen widerlegt oder wird mindestens nicht mehr mit der gleichen Vehemenz wie einst vertreten. Im populären Verständnis aber führt die Legende ein zähes Leben, selbst bei Katholiken, die es eigentlich besser wissen müssten.

Ich möchte in einem ersten Teil meiner Ausführungen diese protestantische Legende widerlegen. In einem zweiten Teil versuche ich, mit einer Untersuchung der Institutionen und Anlässe die Dominanz der katholischen Barockmusik quantitativ und andeutungsweise auch qualitativ aufzuzeigen, insbesondere am Beispiel der sakralen Musik in Italien, das die Führungsrolle einnimmt. In einem dritten Teil stelle ich diese Ausführungen in einen grösseren politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und religiös-kulturellen Kontext: Mich interessieren die aussermusikalischen Rahmenbedingungen, welche diese erstaunliche Entwicklung der Musik überhaupt möglich gemacht haben.

Bach und Händel

Zu Bach und Händel, den beiden Säulenheiligen der Barockmusik, zunächst eine nicht zu bezweifelnde Feststellung: Sie waren beide tiefgläubige Menschen und eben als solche von ihrer Geburt her in der protestantischen Religiosität verwurzelt. Damit unterscheiden sie sich aber überhaupt nicht von anderen Menschen ihres Zeitalters. Dass bei Bach diese protestantische Religiosität auch in das Werk einfloss, ist selbstverständlich, denn es gehörte zu seinem Dienstauftrag, für jeden Sonntag eine Kirchenkantate zu schreiben. Gerade bei ihm, dem «fünften Evangelisten», muss aber die Rolle des Protestantismus relativiert werden. Sein Wirken als Thomaskantor war keineswegs der Höhepunkt seines musikalischen Lebens, im Gegenteil. Bach selber hat den an und für sich angesehenen Posten in Leipzig eher als Abstieg gewertet, denn der Status eines Hofkapellmeisters, den er vorher hatte, war höher als derjenige eines Kantors. Trotzdem hat er sich mit Elan der neuen Aufgabe gewidmet. Das Engagement des Meisters wich aber einer herben Enttäuschung, weil der Rat auf seine Forderungen für eine bessere Musik nicht einging. Er zog sich in eine Art innere Emigration zurück und widmete sich wieder mehr der Instrumentalmusik. Allerdings arbeitete er auch ständig an seinen vier grossen

geistlichen Werken, den beiden Passionen, dem Weihnachtsoratorium und der h-moll-Messe. Letztere war für den katholischen Dresdner Hof bestimmt und steht im Zusammenhang mit Bachs Versuch, dort die angesehene Hofkapellmeisterstelle zu erlangen. Den blossen Titel erhielt er zwar schliesslich, aber nicht die Funktion. Die vier grossen Werke möchte ich aber nicht als spezifisch protestantische sehen, sondern als allgemein christliche. Es ist Zeit, Bach als protestantischen Säulenheiligen – als solcher ist er in der neugotischen Ausstattung des Ulmer Münsters zu bewundern – zu stürzen. Seine ausserordentlichen und unbestrittenen kompositorischen Fähigkeiten bleiben davon unberührt. Den Zeitgenossen galt er allerdings weder als besonders eifriger Kirchenmusiker noch als berühmter Komponist, sondern als der grösste lebende Virtuose auf den Tasteninstrumenten.

Bei Händel fällt es noch leichter, ihn als Gewährsmann der protestantischen Barockmusik zu entthronen. Man hat gesagt, bei keinem anderen Komponisten habe der Nachruhm so sehr auf einem einzigen Werk beruht wie bei ihm: auf das Oratorium «Der Messias». Zu Händel ist als erste Korrektur zunächst der in seiner Biografie oft kleingeredete mehrjährige Aufenthalt in Italien zwischen 1706 und 1710 zu erwähnen. Er komponierte während dieser Zeit auch kirchenmusikalische Werke für seine Gönner. Hernach widmete er sich während 30 Jahren leidenschaftlich der von ihm geliebten Oper, rund 45 schrieb er. Erst der finanzielle Zusammenbruch der Opernbühne der Royal Academy, die Konkurrenz durch die neue Adelsoper und ein zunehmendes Desinteresse des Publikums veranlassten Händel danach, den Weg zum Oratorium zu beschreiten. Aber das Oratorium war abgesehen von der Möglichkeit des Aufführungsorts in keinerlei Weise an die Kirche gebunden. Händel hat übrigens in gewisser Hinsicht nicht den «Messias» für sein bestes Oratorium gehalten, sondern die spätere (nichtbiblische) «Theodora».

Warum konnte die Legende der Barockmusik als genuin protestantische Leistung entstehen? Tatsache ist ja, dass fast sämtliche Formen des musikalischen Barock in Italien erfunden, dort zum erstenmal erprobt und zur Blüte gebracht wurden. Rein quantitativ überwiegt in der Sakralmusik der katholische Raum und hier wiederum Italien bei weitem. Aber auch qualitativ waren Italiener als Komponisten und als Ausführende, vor allem im Gesang, auch ausserhalb ihrer Heimat führend. In Italien entstanden die Konservatorien als erste Musikschulen für Hochqualifizierte, ebenso nahm das Land im Bau von Streichinstru-

BAROCKMUSIK

Prof. em. Dr. Peter Hersche lehrte Geschichte an der Universität Bern. Er gehört zu den bekanntesten Forschern der Mentalitäts- und Sozialgeschichte des frühneuzeitlichen Katholizismus. Berühmt wurde er durch seine Standardwerk «Musse und Verschwendung. Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter» (Herder-Verlag 2006, angezeigt in der SKZ-Ausgabe Nr. 27-28/2009, S. 473). Der hier abgedruckte Text ist eine Kurzfassung des Vortrags, den Peter Hersche am 31. Januar 2015 am Römischen Institut der Görres-Gesellschaft in der Aula des Campo Santo Teutonico (Vatikan) gehalten hat.

menten den ersten Platz ein. Wer im Norden eine musikalische Karriere anstrebte, legte mit einem längeren Studienaufenthalt in Italien die beste Grundlage dazu.

Bach kam erst Jahrzehnte nach seinem Tod wieder zu Ehren. Bei der Wiederaufführung seiner Matthäuspassion durch Felix Mendelssohn im Jahre 1817 empfand das Publikum diese Musik als spezifisch deutsch und gleichzeitig protestantisch. Die beiden Wertungen wurden im nationalistischen Klima des 19. Jahrhunderts immer mehr einander gleichgesetzt und im Kulturkampf zusätzlich konfessionell aufgeladen. Katholisch war gleich undeutsch, ultramontan. Damit wurde eine adäquate Würdigung der italienischen, aber auch der süddeutsch-österreichischen Komponisten der Barockzeit unmöglich, vor allem in Preussen. Eben zu dieser Zeit aber entstand dort die moderne Musikwissenschaft; ihre protestantischen Wurzeln hat eine kritische Forschung aufgezeigt. Konsequenterweise wurden dann etwa im Quellenwerk «Denkmäler der deutschen Tonkunst» nur Werke von Protestanten veröffentlicht. Die süddeutsch-österreichische Barockmusik existierte einfach praktisch nicht, und die Italiener wurden vor allem dann gewürdigt, wenn Bach sie gekannt hatte. Protestantische Autoren wie Friedrich Spitta oder Albert Schweitzer machten den Komponisten dann endgültig zum erwähnten Säulenheiligen. Diese Situation änderte sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die Situation in Italien

Doch begeben wir uns nun nach Italien. Seit dem Mittelalter gehörte es zu den Aufgaben der Domkapitel, für einen feierlichen Gottesdienst mit Musik in den Kathedralen zu sorgen. Die Domkirchen wurden daher zu den wichtigsten Pflegestätten der geistlichen Musik und hatten auch Ausbildungsfunktionen. Nun muss man sich bei der Rolle der Domkirchen vor Augen halten, dass es in Italien in der frühen Neuzeit annähernd 300 Bistümer gab, mehr als im ganzen übrigen katholischen Europa, darunter allerdings, vor allem im Süden, viele Zwergbistümer. Hier war die musikalische Ausstattung sicher recht bescheiden: Vielleicht ein Organist mit zwei oder maximal vier Sängern, dazu allenfalls noch Chorknaben – Genauer wissen wir nicht. An den grossen römischen Kirchen, angefangen mit St. Peter, an den Kirchen San Marco in Venedig, San Petronio in Bologna oder in Neapel etwa wurde aber mit grösseren Sängernsembles und fast immer auch zusätzlichen Instrumentalisten Musik höchster Qualität geboten. In Rom gab es im Barock rund 25 Kirchenkapellen, ungefähr gleich viel waren es in Neapel und in Bologna immerhin neun. Im Durchschnitt waren diese Kapellen zwar nicht gross: Acht Sänger und einige Instrumentalisten, ein Organist und ein Kapellmeister waren die Normalausstattung. Viel mehr hatten aber auch ein Bach in Leipzig oder ein Telemann in Hamburg nicht

zur Verfügung. In diesen beiden Städten wurde aber nur an zwei bzw. fünf Kirchen sonntags musiziert; ein deutlicher quantitativer Unterschied. Hinzu kommt aber noch ein weiteres wichtiges Element. In der lutherischen Kirche konnte es neben den Hofkirchen nur an den städtischen Pfarrkirchen einen musikbegleiteten Gottesdienst geben. In der katholischen Kirche kamen dazu aber noch die Ordenskirchen. In keinem anderen Land jedoch gab es so viele Klöster wie in Italien. Gemäss einer Zählung von 1650 existierten 6238 Männerklöster mit rund 70 000 Mönchen. Die Zahl der Frauenklöster wird kaum geringer gewesen sein. Auch in vielen von ihnen wurde eifrig musiziert. Die Jesuiten, die der Kirchenmusik zuerst skeptisch gegenüberstanden, entwickelten sich später zu einem ihrer grössten Förderer. Selbst die Bettelorden, die eigentlich bescheiden auftreten sollten, pflegten die Kirchenmusik. Im katholischen Norden, in Österreich, der Schweiz, Süddeutschland und Böhmen waren ausserhalb der grossen Städte die Stifte die hauptsächlichsten Pflegestätten der Kirchenmusik. Mehr und mehr wurde dort erwartet, dass neueintretende Kandidaten ein Instrument spielen konnten, und diese wurden bevorzugt aufgenommen. Den Männerklöstern standen die Frauen nicht nach, sowohl in Italien wie im deutschsprachigen Raum. Nachdem die tridentinische Reform die strikte Klausur gefordert und nach längeren Streitereien mehr oder weniger auch durchgesetzt hatte, konnten männliche Musiker in den Frauenklöstern nicht mehr auftreten. Die Nonnen waren daher gezwungen, die Kirchenmusik mit hauseigenen Kräften zu bestreiten. Es ist dies ein frühes Beispiel der Emanzipation, denn sonst galten viele Musikinstrumente in Frauenhänden als unschicklich. Die singenden Nonnen in Italien waren eine vielbesuchte Touristenattraktion. In deutschen Klöstern wurde im 18. Jahrhundert bei Festanlässen oder Besuchen auch weltliche Musik gespielt; die Bestimmungen des Tridentinums wirkten sich also paradox aus.

Doch nicht genug. In Italien, besonders im Norden, war die spezifisch katholische Einrichtung der Bruderschaften weit verbreitet, bei einer Schätzung kommt man auf etwa 50 000 solcher Organisationen im ganzen Land. Mindestens eine gab es in jeder Pfarrei, in den mittleren Städten waren es bereits Dutzende und in den grossen gegen 200 (Venedig 400). Besonders die reichen Bruderschaften des Adels und des besseren Bürgertums erwiesen sich dabei als Mäzene der Musik, die sie in ihren eigenen Oratorien, in anderen Kirchen oder Privatpalästen aufführen liessen.

Musiziert wurde in Italien schliesslich neben den Pfarr- und Ordenskirchen in vielen sozialen Einrichtungen, die ja stets auch eine Kirche zu eigen nannten. In keinem anderen Land waren sie so dicht vertreten; für alle irgendwie Benachteiligten existierten solche Auffangstationen, in den grösseren Städten Dutzende bis Hunderte. Auch die Konservatorien

hatten als Waisenhäuser ja einen sozialen Hintergrund, und dieser blieb, auch wenn sie später zusätzlich zahlende Schüler aufnahmen. Zuletzt möchte ich noch das private Mäzenat erwähnen. Dass die Höfe auch die Kirchenmusik pflegten, ist bekannt, hier unterscheiden sich aber Protestanten und Katholiken nicht grundsätzlich. Wir sehen also, dass es im katholischen Raum unvergleichlich viel mehr Aufführungsorte für die Sakralmusik gab. Die konkreten Anlässe dazu waren zwar in beiden Konfessionen nicht grundsätzlich verschieden. Es gab den Gottesdienst am Sonntagmorgen, nachmittags die Vesper, die musikalisch ausgeschmückt wurde. Letztere wurde im katholischen Raum immer wichtiger und übertraf schliesslich mit rund zwei Stunden reiner Musik die Messe. Die Vesper gab es auch bei den Lutheranern, sie fand aber dort seltener und mit weniger Aufwand statt. Im Katholizismus kamen aber noch andere Andachten, die Marienantiphonen, Litaneien, Prozessionen mit Musik usw. hinzu.

Der konfessionelle Unterschied besteht aber vor allem in der Anzahl der Feiertage. Denn diese mussten selbstverständlich mit Musik abgehalten werden, und zwar mit einem noch grösseren Aufwand als am Sonntag. Die Lutheraner behielten die Apostel- und einige Marienfeste, die Anzahl der Feiertage betrug unterschiedlich etwa 15 bis 25. Im katholischen Raum waren 35 Feiertage gesamtlich vorgeschrieben. Es kamen aber noch lokale sowie jene der einzelnen Patrone, der Ordensheiligen oder spezieller Gruppen, wie eben der Bruderschaften, hinzu. So muss man im Norden mit 40 bis 50 Feiertagen im Jahr rechnen. In Südeuropa waren es deutlich mehr, nämlich gegen 80, mit Spitzenwerten um die 90. Das Minimum an musikalisch gestalteten Feiertagen dürfte in Italien bei gegen 50 liegen.

Schwieriger als die quantitative Überlegenheit der katholischen Musik ist natürlich die qualitative auszuweisen, da hier immer subjektive Wertungen einfließen. Ein Qualitätsmerkmal ist sicher die Wertschätzung der italienischen Musik im Ausland. Sie war in allen Ländern mit der einzigen Ausnahme Frankreich sehr gross. Die hohe Wertung der italienischen Musik im deutschsprachigen Raum sieht man nicht nur an den vielen dort tätigen italienischen Musikern, sondern auch an den Urteilen der Musikschriftsteller und der Beschäftigung mit den Noten. Einer der ersten, der Pergolesis «Stabat Mater» kennenlernte und wieder aufführte, war kein Geringerer als Johann Sebastian Bach. Der Import italienischer Musiker nach Norden war zwar, besonders bei den Sängern, eher der Aufführungspraxis geschuldet, weniger den kompositorischen Leistungen.

Das Umfeld für die Blüte in Italien

Im dritten Teil, dem allgemeinen Kontext dieser erstaunlichen musikalischen Blüte, sind politische,

wirtschaftliche und religiös-kulturelle Faktoren zu berücksichtigen. Bei den politischen ist die Abwesenheit von grösseren Kriegen am auffallendsten. Nach den grossen Auseinandersetzungen zwischen Habsburg und Frankreich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erlebte Italien eine ausserordentlich lange Friedenszeit, nämlich bis zur Französischen Revolution und Napoleon. Die türkische Bedrohung zur See forderte zwar vor allem Venedig grosse Anstrengungen ab. Der Mantuanische Erbfolgekrieg (1627–1631) betraf wie auch spätere Auseinandersetzungen eigentlich nur Piemont sowie den Streitgegenstand Montferrat und das Veltlin. Frankreich war immer der grösste Ruhestörer, und deshalb erfolgten auch im Spanischen Erbfolgekrieg einige Feldzüge in Italien, die ebenfalls das Musikleben tangierten, etwa in Modena. Die übrigen Erbfolgefürten nach dem Aussterben einiger alter italienischer Dynastien wurden friedlich geregelt. Es kann kaum ein Zweifel bestehen, dass die weitgehende und in den meisten Regionen sogar totale Absenz kriegerischer Handlungen das kulturelle Leben in Italien, sowohl in der bildenden Kunst wie in der Musik, enorm begünstigt hat: Es war einfach viel mehr Geld dafür verfügbar. Das Gegenbeispiel bietet Deutschland durch den Dreissigjährigen Krieg. In diesen Zusammenhang muss noch ein weiterer Sachverhalt genannt werden: Im Barockzeitalter rüsteten neben Frankreich, das auch hier einen Sonderfall darstellt, vor allem protestantische Mächte auf, womit diese weniger Geld für die Kultur übrig hatten.

Wichtig ist die damalige wirtschaftliche Situation. Im Mittelalter war Italien auf diesem Feld die absolut führende Macht in Europa gewesen, und zwar auf allen Gebieten, in Gewerbe, Handel und Finanzwesen. Es konnte diese führende Stellung auch während des 16. Jahrhunderts trotz zunehmender Konkurrenz grösstenteils noch bewahren. Das ökonomische Imperium krachte dann jedoch im frühen 17. Jahrhundert, endgültig nach der ersten grossen Pest von 1630 bis 1631, rasch und fast vollständig zusammen. Trotzdem war Italien, nach Jahrhunderten der Prosperität, immer noch mit Abstand eines der reichsten Länder Europas, und dieser Reichtum ging trotz Verlusten in der grossen Krise keineswegs gänzlich verloren, wurde aber danach anders eingesetzt.

Interessant ist nämlich, was die Italiener mit diesem Reichtum nach der grossen Krise gemacht haben. Sie verzichteten darauf, die marode Wirtschaft wieder aufzubauen. Ihr Geld investierten sie einerseits in Kultur, andererseits in die Landwirtschaft. Für die Musik gilt in der Tat dasselbe, was von der Kriegsführung gesagt wurde: Sie braucht Geld, Geld und noch einmal Geld, und dies dauernd. Der Zusammenhang zeigt sich auch umgekehrt: Musste man aus irgendeinem Grund, etwa durch Krieg oder andere katastrophale Ereignisse, die verfügbaren Mittel zwangsläufig anderweitig verwenden, so wurde vorübergehend bei

der Musik gespart, etwa durch Streichung von Auführungen und Entlassung von Musikern.

Untersuchen wir noch den auf den ersten Blick nicht so einsichtigen Zusammenhang zwischen Landwirtschaft und Musik. Parallel zur erwähnten Deindustrialisierung fand nämlich in Italien nach einer gewissen Schockpause eine eigentliche Reagrarisierung statt. Das infolge der Wirtschaftskrise frei gewordene Kapital wurde vor allem für den Aufbau einer damals modernen Landwirtschaft eingesetzt. Die Agrarwirtschaft wurde technisch verbessert: Im Norden durch Bonifikationen von Sumpfland, andererseits künstliche Bewässerung, in der Toskana durch die sogenannte doppelstöckige Landwirtschaft. Der ausserordentliche Bevölkerungsrückgang durch die Pest ermöglichte es, auf dem frei gewordenen Boden statt viel Korn marktgängige, gesuchte und entsprechend kostspielige Spezialprodukte zu erzeugen. Ein verhältnismässig grosser Teil dieser landwirtschaftlichen Erzeugnisse war für den Export bestimmt. Statt wie bisher gewerbliche Produkte auszuführen und im Handel reich zu werden, wurde Italien zum grössten Agrarexporteur in Europa. Essen musste ja jedermann.

Der gewerbliche Sektor war demgegenüber vielen Konjunkturschwankungen ausgesetzt. Infolgedessen war der Landbau im Gegensatz zum zweiten und dritten Sektor eher in der Lage, einen zwar unter den damaligen Voraussetzungen nicht grossen, aber dafür relativ stabilen Zufluss an Geldmitteln zu gewährleisten. Davon konnte unter anderem die darauf angewiesene Musikpflege profitieren, auch wenn bei der heutigen Forschungslage kaum direkte Zusammenhänge aufgezeigt werden können. Jedenfalls aber hatte in Europa Italien hier die besten Voraussetzungen.

Zwei weitere Fakten sind hier noch zu erwähnen. Wie bei vielen Dienstleistenden im Barockzeitalter war es auch bei Musikern üblich, einen Teil ihres Lohnes in Naturalien auszuzahlen. Diese Naturalleistungen machten nun den Arbeitgebern am wenigsten Kosten, wenn sie diese aus der eigenen Landwirtschaft liefern konnten, statt auf dem Markte zu beschaffen. Interesse an der Landwirtschaft und der Kultur ergänzten sich somit gegenseitig. Via Adel und Kirche als Verteiler floss ein ständiger Geldstrom von den Bauern nach oben zu den kulturell Tätigen.

In den protestantischen Ländern wurde durch die Reformation der Kirchenbesitz verstaatlicht, in den katholischen bekanntlich nicht. Die Kirchenkapellen am Lateran und Santa Maria Maggiore wurden z. T. direkt aus dem Ertrag von landwirtschaftlichen Domänen unterhalten, und das Vermögen des Kapitels von St. Peter in Rom war zu 70 bis 80 Prozent in landwirtschaftlichen Grundstücken angelegt. Die Kirche war damit direkt an der Entwicklung der Landwirtschaft interessiert; vielfach waren Geistliche auch Verwalter grosser Güter oder Verfasser von Agrartraktaten. Andere Vermögenswerte kommen noch hinzu.

Diese Vermögenswerte und die reichen Erträge waren die Grundlage dafür, dass in Italien eine gut ausgestattete Kirchenmusik unterhalten werden konnte. Sonst hätten, wie im protestantischen Deutschland, die Kommunen die Finanzierung übernehmen müssen.

Eine andere Konfessionskultur auch in der Musik

Die enorme Zahl des geistlichen Personals ist ein weiterer wichtiger Grund für die Entwicklung der barocken Kirchenmusik in Italien. Priesteramt und Musikerberuf waren nämlich dort häufig gekoppelt. Für Knaben aus einfachen Verhältnissen war der Eintritt in den geistlichen Stand fast die einzige Möglichkeit zu einem sozialen Aufstieg. Über die Dichte der freiberuflich tätigen Musiker haben wir wenig Angaben, doch war sie ebenfalls sehr gross.

Das Musikleben muss in Italien im Barock eine aussergewöhnliche Breite gehabt haben; ich habe bereits bei den verschiedenen Kirchen darauf hingewiesen. In den Städten sind die Opernhäuser ein Gradmesser. In Deutschland gab es neben den Hoftheatern nur in Hamburg und Leipzig bürgerliche Opernbühnen, die allen offen standen. Beide existierten aber nur ein paar Jahrzehnte lang. In London, damals schon eine Halbmillionenstadt, wurde die Lage kritisch, als eine zweite konkurrierende Oper eröffnet wurde – beide machten schliesslich Konkurs. Die Blüte der barocken Musik in Italien war neben den Finanzen und dem Personal letztlich eine Frage der verschiedenen Wertung der Kultur. Dies kann an einem letzten Beispiel, den Akademien, gezeigt werden. Die Akademien waren fast immer gesellschaftliche Treffpunkte des gehobenen städtischen Bürgertums, der freien Berufe und der Intellektuellen. Diese interessierten sich vor allem für die Antike, die Poesie, die Künste, Philosophie, eine idealisierte Geschichte und eben auch für die Musik.

Auch in der Musik zeigen sich die grundlegend verschiedenen Konfessionskulturen Europas in der frühen Neuzeit. Italien war im Barock wie in eine Wolke von omnipräsenter Musik eingehüllt. Auch die Minderbemittelten konnten durch die kirchlichen Veranstaltungen, aber auch viele Feste im Freien mit Musik daran teilnehmen, ein weiterer Grund für deren breite Rezeption. Für die oberen Schichten aber war sie eine standesgemässe Beschäftigung, die offenbar weit mehr als andere geliebt wurde. Hohe Politik und Kriegführung, Kolonialunternehmungen und Überseehandel, Nationalökonomie und wirtschaftlicher Fortschritt, Börsenspekulation und Naturwissenschaften interessierten die Italiener kaum. Sie überliessen das den Protestanten, den Holländern und Engländern. Für sie war viel wichtiger, ob der Kastrat oder die Primadonna die halbrecherischen Arien in der neuesten Oper wirklich bravourös bewältigte.

Peter Hersche

AMTLICHER TEIL

BISTUM BASEL

Nicht anerkannte Priesterweihe in der Markuskirche Luzern

Die Markuskirche in Luzern ist im Besitz einer evangelischen Freikirche. Sie stellt ihre Kirche am Pfingstsonntag, 24. Mai 2015, der Holy Celtic Church für die Priesterweihe von Adriano Amato zur Verfügung. Die Holy Celtic Church steht nicht in Einheit mit der römisch-katholischen Kirche.

Deren Bischof Angelo Casali ist kein rechtmässig geweihter römisch-katholischer Bischof. Die Priesterweihe des nicht rechtmässig geweihten Diakons Adriano Amato, Sursee, wird nicht anerkannt. Adriano Amato darf deshalb in römisch-katholischen Kirchen nicht als Priester auftreten und gegenüber römisch-katholischen Gläubigen keine priesterlichen Dienste ausüben.

Solothurn, 8. Mai 2015
Markus Thürig, Generalvikar

Ausschreibung

Die auf den 1. Juni 2016 vakant werdende *Leitungsstelle der Fachstelle Religionspädagogik in Solothurn* wird für einen Laientheologen bzw. eine Laientheologin oder einen Katecheten (KIL/RPI) bzw. eine Katechetin (KIL/RPI) als Stellenleiter/-in (80–100%) zur Wiederbesetzung ausgeschrieben (siehe Inserat).

Interessierte Personen melden sich bitte bis zum 18. Juni 2015 beim Bischöflichen Ordinariat, Abteilung Personal, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn, oder per E-Mail personalamt@bistum-basel.ch

BISTUM CHUR

Ausschreibung

Die Pfarrei *Hl. Laurentius in Unterwaz* (GR) wird auf den Sommer 2015 zur Neubesetzung durch einen Pfarrer ausgeschrieben.

Interessenten sind gebeten, sich bis zum 18. Juni 2015 beim Bischöflichen Ordinariat, Sekretariat des Bischofsrates, Hof 19, 7000 Chur, zu melden.

Chur, 13. Mai 2015
Bischöfliche Kanzlei

Redaktioneller Hinweis: Das Communiqué der SBK zur PID-Abstimmung vom 14. Juni 2015, einsehbar unter www.bischoefe.ch, erscheint aus Platzgründen zusammen mit einem redaktionellen Artikel zur gleichen Frage in der SKZ-Ausgabe Nr. 23/2015 vom 4. Juni 2015.



Römisch-katholische Landeskirche des Kantons Luzern

Wir wollen eine Kirche leben, die auch auf Menschen mit einer Behinderung zugeht.

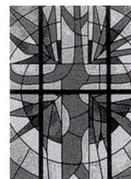
Unter dem Dach der römisch-katholischen Landeskirche des Kantons Luzern befinden sich mehrere Fachbereiche. Weil der Behindertenseelsorger darin eine andere Aufgabe übernimmt, suchen wir

auf den 1. Oktober oder nach Vereinbarung einen Seelsorger/eine Seelsorgerin als

Stellenleiter/-in Behindertenseelsorge (80%)

Haben wir Ihr Interesse geweckt? Weitere Informationen zu dieser vielseitigen und verantwortungsvollen Stelle erhalten Sie auf unserer Website (www.lukath.ch). Die Bewerbungsfrist läuft bis am 15. Juni. Wir lernen Sie gerne kennen!

Röm.-kath. Kirchgemeinde Binningen-Bottmingen
www.rkk-kibo.ch



Wir sind eine aktive Pfarrei mit 5300 Mitgliedern direkt am Stadtrand von Basel. Uns ist ein lebendiges Gemeindeleben mit einer diakonischen und ökumenischen Ausrichtung wichtig.

Als Mutterschaftsvertretung suchen wir eine(n)

Jugendarbeiter(in)/Katechet(in) OS (80%)

für die Zeit vom 1.9.2015 bis 31.3.2016 mit der Option, im Anschluss eine reduzierte Teilzeitstelle weiter zu übernehmen. Die Mutterschaftsvertretung kann auch als Praktikum für Studierende im Bereich Religionspädagogik bzw. Jugendarbeit durchgeführt werden.

Sie bringen mit:

- Eine Ausbildung in kirchlicher Jugendarbeit und/oder Oberstufenkatechese
- Bereitschaft zur Teamarbeit
- Belastbarkeit und Flexibilität
- Kommunikative Persönlichkeit
- Kreativität und Begeisterungsfähigkeit

Folgende Aufgaben erwarten Sie:

- Religionsunterricht an der Sekundarschule
- Kontaktpflege mit Lehrerschaft und Eltern
- Mitarbeit beim Firmweg und in Jugendgottesdiensten
- Projektarbeit mit Jugendlichen
- Begleitung von Jugendgruppen
- Begleitung, Beratung und Coaching von Jugendlichen
- Mitarbeit im Seelsorgeteam

Wir bieten:

- Lebendige und aufgestellte Jugendgruppen
- Mitarbeit in einem engagierten Team
- Gute Infrastruktur
- Zeitgemässe Besoldung

Nähere Auskünfte bei Diakon M. Wentink, Gemeindeleiter, m.wentink@rkk-bibo.ch; 061 425 90 00.
Ihre Bewerbung erwarten wir gerne bis zum 1.7.2015 an kath.Pfarramt, z. Hd. M. Wentink, Margarethenstrasse 32, 4102 Binningen.

Schweizer GLAS-Opferlichte EREMITA



NEU!

- direkt vom Hersteller
- in umweltfreundlichen Glasbechern
 - in den Farben: rot, honig, weiss
 - mehrmals verwendbar, preisgünstig
 - rauchfrei, gute Brenneigenschaften
 - prompte Lieferung

Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen

Name _____

Adresse _____

PLZ/Ort _____

Einsenden an: Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055/412 23 81, Fax 055/412 88 14

LIENERT KERZEN



Römisch-Katholische Synode des Kantons Solothurn
www.synode-so.ch

Im Auftrag der Römisch-Katholischen Synode des Kantons Solothurn unterstützt die Fachstelle Religionspädagogik Menschen in ihrem kirchlichen Arbeitsfeld.

Infolge Pensionierung der bisherigen Stelleninhaberin suchen wir per 1. März 2016

eine religionspädagogische Mitarbeiterin oder einen religionspädagogischen Mitarbeiter 60% für die Fachstelle Religionspädagogik in Solothurn

Ihre Hauptaufgaben

- Mitwirkung als Dozent/-in im ökumenischen Ausbildungsverbund OekModula
- Planung, Durchführung und Evaluation von Lehr- und Lernprozessen
- Beratung und Begleitung von Katechetinnen und Katecheten
- Co-Leitung der ökumenischen Weiterbildung
- Stellvertretung der Fachstellenleitung

Ihr Profil

- Abgeschlossene Ausbildung am Katechetischen/Religionspädagogischen Institut Luzern oder Theologie
- Kompetenzen in Erwachsenenbildung
- Ökumenische Offenheit
- Bereitschaft zu Teamteaching
- Flexibilität in unvorhergesehenen Situationen

Wir bieten Ihnen

- Eine vielseitige und anspruchsvolle Tätigkeit
- Ein fachstelleneigenes Sekretariat
- Eine fachkundige Begleitkommission
- Zeitgemässe Entlohnung entsprechend den Vorgaben der Römisch-Katholischen Synode des Kantons Solothurn

Gleichzeitig wird infolge Pensionierung die Stelle der Fachstellenleitung 80-100% ausgeschrieben.

Weitere Informationen erhalten Sie unter www.sofareli.ch

Auskunft erteilen

Theres Mathys-Manz, Präsidentin der Katechetischen Kommission, Tel. 062 396 20 49, Mail pastoral@synode-so.ch
Peter Sury, Fachstellenleiter, Tel. 032 628 67 13, Mail peter.sury@kath.sofareli.ch

Ihre schriftliche Bewerbung mit den üblichen Unterlagen richten Sie bis spätestens 30. Juni 2015 an:
Theres Mathys-Manz, Lehnfeldstrasse 22, 4702 Oensingen



Römisch-Katholische Synode des Kantons Solothurn
www.synode-so.ch

Im Auftrag der Römisch-Katholischen Synode des Kantons Solothurn unterstützt die Fachstelle Religionspädagogik Menschen in ihrem kirchlichen Arbeitsfeld.

Infolge Pensionierung des bisherigen Stelleninhabers suchen wir per 1. Juni 2016

eine Stellenleiterin oder einen Stellenleiter 80-100% für die Fachstelle Religionspädagogik in Solothurn

Ihre Hauptaufgaben

- Leitung der Fachstelle; Ihnen unterstellt sind ein/e religionspädagogische/r Mitarbeiter/in und eine Mitarbeiterin im Sekretariat
- Ausbildungsverantwortung für katechetisch Tätige im Kanton Solothurn im Rahmen des ökumenischen Ausbildungsverbunds OekModula. Mitarbeit im Dozententeam und in der Konferenz der Ausbildungsverantwortlichen
- Beratung und Begleitung von katechetisch Tätigen, von Pfarreien, Kirchengemeinden und Pastoralraumteams
- Zusammenarbeit mit der reformierten Fachstelle Religionspädagogik in Solothurn
- Networking auf verschiedenen Ebenen

Ihr Profil

- Abgeschlossene Ausbildung am Katechetischen/Religionspädagogischen Institut Luzern oder Theologie und Berufseinführung
- Einige Jahre Berufserfahrung und Kompetenzen in Erwachsenenbildung
- Ökumenische Offenheit
- Flexibilität in unvorhergesehenen Situationen

Wir bieten Ihnen

- Eine vielseitige, anspruchsvolle Tätigkeit mit Entwicklungspotential
- Ein fachstelleneigenes Sekretariat
- Offenheit gegenüber Ihren eigenen Wünschen und Vorstellungen
- Eine fachkundige Begleitkommission
- Zeitgemässe Entlohnung entsprechend den Vorgaben der Römisch-Katholischen Synode des Kantons Solothurn

Gleichzeitig wird infolge Pensionierung die Stelle einer religionspädagogischen Mitarbeiterin/eines religionspädagogischen Mitarbeiters 60% ausgeschrieben.

Weitere Informationen erhalten Sie unter www.sofareli.ch

Auskunft erteilen

Theres Mathys-Manz,
Präsidentin der Katechetischen Kommission,
Tel. 062 396 20 49, Mail pastoral@synode-so.ch
Peter Sury, Fachstellenleiter, Tel. 032 628 67 13, Mail peter.sury@kath.sofareli.ch

Ihre schriftliche Bewerbung mit den üblichen Unterlagen richten Sie an: Bischöfliches Ordinariat, Abteilung Personal, Postfach, 4501 Solothurn
Mail personalamt@bistum-basel.ch
Kopie an: Theres Mathys-Manz, Lehnfeldstrasse 22, 4702 Oensingen, Mail pastoral@synode-so.ch



Mein eigenes Exemplar
skzabo@lzfachverlag.ch